Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 12 (1843)
Heft: 18

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

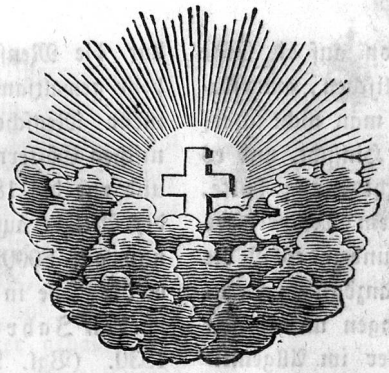
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luzern, Samstag den 6. Mai.
No. 18. 1843.



Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Nur im eigenen Hause Ruhe und Ordnung erhalten, wenn ringsum alles gährt und tobt, geht in die Länge nicht an.
Artaud v. Montor. (Leb. Leo's XII.)

Otaheite.

Auf den zu Australien gehörigen Gesellschaftsinseln haben die Franzosen einige kleine Eroberungen gemacht, namentlich die größte derselben, Otaheite, in Besitz genommen. Hier hatten die Protestanten ihre Missinäre, die so viel bewirkten, daß das Christenthum unter ihrer Leitung immer mehr abgenommen, und die Zahl der Christen nach Canabichs Angabe auf 8000, nach Andern noch weit tiefer, herabgeschmolzen ist.

Als die Kunde der Besetzung dieser Inseln nach England kam, ergriff die Protestanten allgemeiner Schrecken, gewiß ärger, als wenn die Inseln von Heiden besetzt und alle Christen vertilgt worden wären. Die Londoner Missionsgesellschaft hat einen Bettag wegen der Gefahr ausgeschrieben, in welcher sich das Christenthum auf Otaheite befinde, und Collekten veranstaltet, um, wo das Wort und Beispiel der protestantischen Missionäre nicht durchdringt, durch den Schimmer des Geldes das Licht zu erhalten. die Sache wurde sogar ins Parlament gebracht und man wollte die Regierung zum Einschreiten gegen Frankreich bewegen.

Die Bewegung der Protestanten in England theilte sich schnell auch den Protestanten auf dem Continent mit. Die „evangelische Gesellschaft" in Genf hat sich angetrieben gefühlt, „einen dringenden Aufruf an alle Freunde des Evangeliums, betreffend die französische Besetzung von Otaheite ergehen zu lassen," gleich als wären die französischen Katholiken eben wegen ihres Katholizismus ausgemachte Feinde des Evangeliums.

Es lohnt sich der Mühe, nachzuforschen, um was denn eigentlich alle diese Anstrengungen verwendet werden sollen. Unverdächtige, weil meist protestantische Zeugen berichten über den Gegenstand folgendes.

Dr. Karl Andree sagt in seinem „Handbuch der politischen Erdbeschreibung. Braunschweig 1835. S. 297 des II. Bandes: „Es kann doch keiner von uns Protestanten läugnen, daß die katholischen Missionäre ihre Stellung weit besser begriffen und weit segensreicher gewirkt haben, als die Mehrzahl der Protestanten, deren Sendlinge leider nicht überall ein solches Lob verdienen wie auf Labrador. Es ist schauerlich, wie es diese Don Quixotte's des Christenthums auf den Südseeinseln treiben." Es folgt nun die Darstellung ihres Benehmens auf den Sandwichsinseln, „wo sie den Einwohnern verbieten, sich zu baden, auf die Jagd zu gehen, am Sonntag Feuer anzuzünden und überhaupt sich zu belustigen, ja sie dem Ackerbau entreißen, um sie lesen zu lehren. Dagegen lassen sie sich drei bis vier Meilen auf den Schultern dieser Armen zur Kirche tragen, obschon Ochsen und Wagen vorhanden. Es sind solche Individuen ein Scandal für Jeden, der es redlich mit dem Christenthume meint. Gute Missionäre sind gewiß die größte Wohlthat und ihre Wirksamkeit das segensreichste und be-

lohnendste Geschäft, das den Himmel schon auf die Erde bringt; aber gegen die Mehrzahl der englischen, amerikanischen und auch deutschen Sendlinge kann man nicht scharf genug sein; sie sind Mörder in mehrfacher Hinsicht, und es fehlt zum Unglück an Jemand, der Macht genug hätte, diese Krämer mit Peitschenhieben aus dem Tempel des Herrn zu jagen." Die Macht hat sich gefunden, es ist die des wahren Glaubens, der nun nach der französischen Occupation nicht mehr von den Krämersendlingen unterdrückt werden kann, wie vorher. Was indeß hier im Allgemeinen von den Südseeinseln gesagt ist, finden wir für Otaheite inbesondere durch eine Menge Zeugen bestätigt.

Im März 1827 las man im Quart. Review p. 440 folgenden Bericht des Kapitäns Beechey: „Diese Insel ist noch das schöne und fruchtbare Land, wie es von Allen beschrieben worden ist. Aber mit Mitleiden bemerkt man die Veränderung, die mit den Eingebornen vorgegangen ist, welche alle die guten Eigenschaften, die ihnen ehemals eigen waren, verloren zu haben scheinen, und so träge geworden sind, daß, wenn die Aernte des Brodbaumes unglücklicher Weise fehlschlüge, ganz gewiß eine Hungersnoth entstehen müßte; und beinahe haben sie dieselbe auch wirklich erfahren, so daß sie sich nur durch den Genuß des Berg-Wegerichs (plantago alpina) und einer Art von Farnkraut aus dem tiefsten Elende errettet haben. Die Baumwollenpflanzungen, von denen sie mir gesprochen, sind jetzt mit Unkraut bewachsen; die Webstühle, die man hergeschickt hat, sind auf die Seite gestellt und das Weben hat aufgehört. Auf Tobuai ist die Trägheit so groß, daß von der ganzen Bevölkerung nur noch zweihundert übrig sind. Kaum wird man glauben, daß diese Sterblichkeit von ihrer Trägheit herrührt, die so weit geht, daß es für sie eine Beschwerde ist, ihre Speisen öfters als einmal wochentlich zu kochen. Diese verderben demnach, werden ungesund und verursachen Krankheiten des Magens, die sie in's Grab bringen". (Wiseman's Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen S. 90.)

Die Darmstädter „allgemeine Kirchenzeitung" führt in ihrem Jahrgang 1828 Nro. 111. den Bericht des kais. russischen Flottenkapitäns v. Kotzebue über die Missionen von Taheiti an: „das falsche Christenthum der Missionäre auf Taheiti," sagt v. Kotzebue, „hat zwar einiges Gute, aber auch sehr viel Schlimmes hervorgebracht. Es hat den unvernünftigen Götterdienst und den heidnischen Aberglauben zerstört; doch wieder einen neuen Wahn an die Stelle gesetzt. Es hat den Lastern des Stehlens und der Unkeuschheit großen Einhalt gethan; dagegen aber Heuchelei und Gleißnerei, sowie Haß und Verachtung aller Andersglaubenden eingeführt, die sonst dem offenen und wohlwollenden Charakter der Taheitier fremd waren. Es hat die Menschenopfer abgeschafft, dagegen sind aber dem gewaltsam eingeführten Christenthum unendlich viel mehr Menschen geopfert worden, als jemals den heidnischen Göttern." Das Missionswesen in Otaheiti seit 1797 und wie bis 1826 die Bevölkerung Taheiti's, welche Forster der Aeltere auf wenigstens 30,000 Menschen geschätzt hatte, nun auf 8000 herabgeschmolzen ist, erzählt derselbe Otto v. Kotzebue in dem Werke: Neue Reise um die Welt in den Jahren 1825 bis 1826. Weimar, Hoffmann, 1830. (Vgl. Literaturblatt zur Darmstädter „Allg. Kzt." 1830 Nr. 89.): „Die geistigen Getränke und Krankheiten, mit denen sie ansteckten, thun Etwas; die blutige Einführung des Christenthums hat am meisten entvölkert. Die Lebenskraft, die Industrie sind verschwunden, das Flötenspiel, der Tanz, das Fechterspiel, jede dramatische Vorstellung ist verboten; jede Freude zur Sünde gemacht."

Die „Schweizerische Kirchenzeitung" berichtet im Jahrgang 1835 Nro. 16.: „Ueber Otaheite liest man in Nro. 25. der „Family Library" folgendes: „Der Capitän Barrow" (dessen eben erschienenes Werk in diesem Journal censirt wird), „ist kein sonderlicher Freund der Missionäre auf Otaheite und wir sind seiner Ansicht. Es ist zu bedauern, daß man nicht vernünftigere Leute zur Bekehrung dieser Insel gewählt hat. Blühend, sagt Capitän Barrow, war der Zustand dieser reizenden Insel und anziehend das Benehmen der Bewohner zur Zeit, als der Capitän Wallis sie entdeckte und Cook sie besuchte. Nicht ohne tiefe Wehmuth kann man sehen, was sie jetzt sind. Alle, selbst die unschuldigsten Vergnügungen denen sich die Insulaner hingaben, wurden von den Missionären verdammt und statt dessen eine unglaubliche Unempfindlichkeit und Gefühllosigkeit eingeführt; statt ihrer frühern Einfalt findet man jetzt Verschlagenheit, Verstellung und Tücke. Trunkenheit, Armuth und Krankheiten, deren Folgen, haben die Bevölkerung gewaltig vermindert. Nach Angabe der Missionäre selbst betrug sie im Jahre 1794 noch 16,000 Menschen. Nach einer von den Missionären im Jahre 1830 vorgenommenen Zählung nicht mehr als 5000. Die schönen Wohnungen und Pflanzungen sind verödet, der Handel ist ganz in den Händen der Missionäre, in deren sieben Anstalten auf der sumpfigen Meerebene die Bevölkerung zusammengedrängt ist."

Die Zeitschrift „das Ausland" Jahrgang 1837 Nro. 159. schreibt: die Bevölkerung Taitis schätzte im Jahre 1769 noch Capitän Cook auf 30,000 Einwohner; Capitän Wilson, welcher im Jahre 1797 die Missionäre, von der Londoner Missionsgesellschaft abgesendet, dahin brachte, auf 16,000; die Missionäre selbst zählten im Jahre 1802 nur mehr 7000, und im Jahre 1818 noch 5000. Jetzt sind die Missionäre unumschränkte Herren der Inseln.

Die „Allgemeine Zeitung“ berichtet in ihrer außerordentlichen Beilage Nro. 222. und 223. vom Jahre 1838, daß sich die Gesellschaftsinseln, und endlich Tahiti in einem keineswegs gedeihlichen Zustande befinden. Nach der Schilderung des Generalkonsuls der vereinigten Staaten auf den Südseeinseln, J. A. Möhrenhout in seiner „Voyage aux îles du Grand Océan“ (zwei Bände, Paris 1837) hat „die Einführung europäischer Sitten und Gebräuche noch keine günstigen Folgen auf die Tahiter gehabt; nur unsere Laster haben sie angenommen, ohne unsere Tugenden. Die Missionäre — und darin stimmt unser Gewährsmann mit dem Capitän Beechey überein — werden als bornirte, engherzige, vorurtheilsvolle Menschen geschildert, welche, statt die Insulaner auf eine thätige Moral hinzuweisen, das Gehirn derselben durch Einprägung einer Masse von Dogmen verwirren. Die äußern Formen der christlichen Kirche werden daher von ihnen beobachtet, vom Wesen der Religion, ihrem Werth und ihrer Bedeutung aber haben sie noch nicht einmal etwas ahnen gelernt. Sie gehen allsonntäglich ins Gotteshaus, aber lügen noch wie vor, betrügen im Handel und Wandel, stehlen wie die Raben, und bieten jedem Fremden ihre Weiber für Geld an . . ., sie wohnen in Hütten die vom Schmutz staren. So lange amerikanische und englische Missionäre dort ihr Unwesen treiben, darf an eine Verbesserung ihres Zustandes gar nicht gedacht werden:“ ein Urtheil, dem ein ganz neues Reisewerk über Neuseeland von Dr. Ernst Dieffenbach vollkommen beistimmt.

Nach diesen Zeugnissen von meist protestantischer Seite muß der Bericht des katholischen Missionärs Franz Caret, apostolischen Vizepräfekts, vom 12. April 1837 um so glaubwürdiger erscheinen. Dieser schreibt, daß er und Missionär Laval Taiti am 20. November 1836 betraten, und dort, den Anstrengungen des methodistischen Predigers Pritchard unerachtet, sich bis zum 12. Dezember, wo man sie gewaltsam auf das Schiff zurückbrachte, aufhielten. Sie fanden unter Anderm „neben der Güte und Gastfreundschaft bereits Habsucht unter den Taitiern. Diese erzählten ihnen: ihre Oromeduas, so nennen sie die Missionäre der Methodisten, verkauften ihnen das Wort Gottes und die Sakramente, und seien sehr begierig nach Silber und Oel. Auf die Frage: ob sie es auch so machten? zeigte ihnen Caret die Stelle aus Matthäus: „„Unentgeldlich habt ihr es empfangen, unentgeldlich gebet es!““ Sie sagten ferner: ihre Oromeduas haben Weiber und treiben Handel; sie verkaufen ihnen Alles: Bücher, Gebete, Sakramente u. s. w. Ein kleiner St. Matthäus koste 3 Bambus Oel; ein kleiner St. Markus 4 Bambus Oel; ihre Berge seien von ihren Kühen bedeckt; sie selbst seien reich und treiben die Einwohner aus ihren Häusern, wenn sie selbe betreten. (Man vergleiche über die Habsucht dieser Missionäre auch das obengenannte Werk Dr. E. Dieffenbach's.) — Die alten Lügen, daß die Katholiken Maria, St. Petrus, St. Paulus und den Papst anbeteten u. s. f., wurden auch den Taitern von den methodistischen Missionären aufgetischt und von Caret als Unwahrheiten erklärt“. („Katholische Kirchenzeitung“ 1838 Nro. 30. und 31.) (Sion.)

Verschiedenheit in der Wohlthätigkeit.

Es kann wohl von Niemanden angestritten werden, daß die Wohlthätigkeit gegen hülfsbedürftige Mitmenschen eine der schönsten Tugenden sei. Diese Tugend zu schätzen, braucht man nicht einmal Christ zu sein; auch Muhammed hat sie aus dem Christenthum in seinen Koran aufgenommen; selbst der Ungläubige kann dieser edlen Tugend die Hochschätzung nicht versagen. Aber dennoch ist es das Christenthum, welches diese Tugend in ihrer Reinheit lehrt und empfiehlt, ja zu einer Pflicht erhebt, und sie auf jene Motive gründet, aus welchen sie allein fruchtbringend wirken kann.

Es erweckt deshalb bei Christen immer Mißstimmung, wenn wohlhabende Mitchristen, und namentlich jene, welche vermöge ihres Berufes sich Andern als Muster eines tugendhaften Lebens darstellen sollen, ihren bedürftigen Mitbrüdern hartherzig sich verschließen, ihr Geld anhäufen, um es unwürdigen Erben zum schlechten Genuß zu hinterlassen, zumeist aber wenn sie das, was ihnen als Lohn ihres heiligen Amtes zukommt, zum Luxus, zur Wollust, zum Uebermuth mißbrauchen, und in solche Häuser tragen, welche sie nach Pflicht und positiven Gesetzen meiden sollten.

Wenn aber die Tugend, ja die Pflicht der Wohlthätigkeit und werkthätigen Nächstenliebe nicht bezweifelt werden kann, so ist doch die Art und Weise ihrer Ausübung sehr verschieden, und schwer dürfte es sein, darüber im Allgemeinen abzusprechen, oder denjenigen mißbilligen zu wollen, welcher nach seiner Weise die Wohlthätigkeit übt. Es geschieht wohl auch, daß derjenige, welcher in den Augen der Mitwelt als ein Hartherziger erscheint, größere Wohlthätigkeit übt als jener, welcher als ein milder Wohlthäter gepriesen wird.

Es lebte im vorigen Jahrhunderte zu Regensburg ein Weihbischof. In seiner Jugend hatte er sich aus seiner protestantischen Heimath entfernt, war nach Regensburg gegangen, hatte den katholischen Glauben angenommen. Die Domherren in Regensburg hatten sich des talentvollen Knaben angenommen, ihn studiren lassen, und da er sich durch Talent, gute Sitten und Frömmigkeit ausgezeichnet,

war er in das Domstift aufgenommen und zuletzt Weihbischof geworden.

Er lebte als Domherr und als Weihbischof sehr sparsam, hatte möglichst wenige Dienerschaft, gab wenig Almosen und lud sehr selten zu Gast, so zwar daß er ungünstigen Bemerkungen darüber nicht entgieng, und man sich oft über ihn verwunderte, da er sich durch Frömmigkeit auszeichnete. Als er im hohen Alter erkrankte, stellten sich seine Brüder, in der Hoffnung reicher Erbschaft, bei ihm ein. Der Weihbischof gab jedem seiner Brüder eine Uhr und eine Dose zum Andenken, und sagte zu ihnen: Weil ich katholisch geworden, habt ihr mich enterbt; ihr könnet also von Rechtswegen nichts von mir fordern. Mein Vermögen habe ich von der Kirche in Regensburg erhalten; es ist also billig, daß ich es dieser Kirche wieder zurückgebe. Nun kaufte er einige Häuser zusammen, traf alle Anstalten, und wies all sein Vermögen dafür an, daß das große katholische Waisenhaus in Regensburg daraus gebaut und eingerichtet werden konnte. Es hatte zwei Flügel, in der Mitte eine schöne Kapelle, 60 Knaben und 60 Mädchen konnten sogleich darin aufgenommen und unterhalten werden.

Niemand wird bestreiten, daß dieser fromme Mann großen Wohlthätigkeitssinn hatte; es ist wohl auch außer Zweifel, daß er edler mit seinem Kirchengute verfuhr, als wenn er alle Ansprüche der Gastfreundschaft befriedigt und mit reichen Händen Almosen an Würdige und Unwürdige ausgetheilt hätte; gewiß erforderte es auch mehr Muth, alle übelwollenden Bemerkungen, ein sparsames Leben und die Mühe der Verwaltung seines Vermögens zu tragen, als seine Einkünfte mit jedem Tage auszugeben, und sich dafür einen Vater der Armen und einen edlen Wohlthäter nennen zu lassen.

Die Weise des Wohlthuns kann daher eine verschiedene sein; nur derjenige darf getadelt werden, welcher sein Vermögen, insbesondere wenn es aus milden Stiftungen fließt, zum Schlechten mißbraucht, oder jener, welcher wohlthätig sein will, bevor er dasjenige geleistet hat, was die Pflicht von ihm fordert.

Solidarität im Unglauben.

Wir haben in unserer letzten Nummer den skandalösen Auftritt erzählt, welchen die radikale, diesfalls gewiß unverdächtige N. Zürcher Ztg. dem Publikum zuerst zur Kenntniß gebracht, wie ein Student nach Anweisung seines Lehrers an der öffentlichen Kantonsschule in Aarau den frechsten Unglauben zur Schau gestellt. Diese Erscheinung konnte nicht befremden, da man weiß, wie sehr die aargauischen Gewalthaber seiner Zeit mit Strauß und seiner Partei sympathisirten; wie sehr uns solche Erscheinungen betrüben, weil sie nicht für sich allein und ohne Zusammenhang sind, so dürfte es uns anderseits freuen, daß ein Geschwür am verpesteten Körper aufbrach, so daß selbst die Ungläubigsten an den trostlosen und verdorbenen antichristlichen Geist gewisser Lehranstalten in der Schweiz glauben müssen; denn solche Vorwürfe werden immer mit frecher Stirne geläugnet, obschon sie dennoch Wahrheit sind, und wer nicht mit zehnfachen Beweisen die Vorwürfe belegen kann, wird ein Verläumder geziehen. Wirklich bereut dieselbe Partei, welche den berührten Skandal offenkundig werden ließ, daß er zur allgemeinen Kunde gekommen, und möchte nachgehends behaupten, es sei denn doch nicht die ganze Kantonsschule in Aarau vom gleichen Geiste durchdrungen. Dagegen sagt die St. von der L. auf aargauischem Grund und Boden: „Man könnte auch Mitglieder von Behörden, welche mit dem Schul- und Erziehungswesen in naher Beziehung stehen, hervorheben, die erweislich mit dem Katholizismus ihren Spott treiben und mit der Leidenschaftlichkeit eines bornirten Kopfes ihren hinterlistigen Einfluß auf katholische Erziehungsinstitute üben! Wahrlich diese schauderhafte, von Niemanden geläugnete Thatsache ist nicht eine so vereinzelt stehende, wie man gerne möchte glauben machen, sie ist nur eine Frucht, dergleichen derselbe Baum noch viele trägt; dieser Baum hat seine Aeste weit ausgebreitet und er ist nicht der einzige dieser Art in unserm Vaterlande. Herrscht etwa auf der Hochschule zu Bern ein viel besserer Geist als der in Aarau aus dem Studenten gesprochen hat? Sind die Berichte von der Universität Zürich etwa viel tröstlicher? O so häufig wird dasselbe gelehrt und ausgesprochen, nur mit etwas weniger Kühnheit, mit mehr Umsicht, mit weniger Konsequenz.

Zwar haben sich manche Stimmen sehr mißbilligend gegen diese frechen aargauischen Aeußerungen des Unglaubens vernehmen lassen; aber leider sind auch diese Organe dem Unglauben nicht so fremd, wie sie vielleicht selbst glauben. Wenn die Jungschweizer im Wallis das Kreuz Christi höhnen, wird es mißbilligt; wenn sie aber von der Regierungsgewalt verdrängt werden, bedauert man dies noch mehr, weil die Ultrakatholiken, wie die Gläubigen selbst von gut sein wollenden Blättern betitelt werden, an ihre Stelle treten; wenn in St. Gallen der Radikalismus fallen soll, sehen protestantisch konservative Blätter dies gerne, beklagen aber noch weit mehr, daß die „Ultrakatholiken“ die Sieger werden dürften. Die gleichen Schlagwörter, gleiche Gedanken hört man von denselben öffentlichen Blättern über andere katholische Kantone aussprechen, so daß die sogenannten Gläubigen, welche den

Ton angeben wollen, immer mit den Ungläubigen liebäugeln, die entschiedenen Katholiken fürchten. Es soll alles recht mild, tolerant, aufgeklärt und liberal zugehen, dabei mitunter vom Christenthum schön gesprochen werden. Aber was ist denn diese Aufklärung anders, als ein halber Unglaube? was ist der Liberalismus anders, als ein halber Radikalismus? Wenn der Tag anbricht, und ein Zimmer noch so gut verschlossen ist, sobald nur eine Ritze im Fensterladen dem Licht Einlaß giebt, wird es aufgeklärt werden; so wenn der Unglaube ringsum seine Aufklärung verbreitet, wird sein Licht auch da eindringen, wo man alles bis auf eine kleine Ritze verschlossen hatte, und vor dem Lichte sicher zu sein glaubte.

Aber gerade wegen der leichten Mittheilung und wir möchten sagen, ansteckenden Kraft dieses an vielen Orten der Schweiz absichtlich gepflegten Unglaubens ist es nothwendig, daß dieser Geist sorgfältig beobachtet und abgewehrt werde. Wir kennen kein Mittelding zwischen Christenthum und Unglauben; jene welche man als die Ultrakatholiken brandmarken will, sind eben die gläubigen Christen, und was vom Glauben abweicht, nähert sich mehr oder weniger dem Unglauben.

Kirchliche Nachrichten.

Unterwalden. Die Regierung von Obwalden beantragte der Landsgemeinde am 30. April eine Verminderung der vielen Feiertage. Der Antrag wurde aber mit Unwillen aufgenommen und von der Regierung zurückgezogen.

Solothurn. Die Erinnerungsfeier an Niklaus Joseph Schwaller wurde in der hiesigen Kathedralkirche mit großem Pomp gefeiert. Der Regierungsrath, das Obergericht, der Gemeinderath, die Bürgerschaft, die Schuljugend beiderlei Geschlechts, die ehrwürdigen Spitalschwestern und eine große Menge hiesiger Einwohner erhöhten durch ihre Theilnahme die Feier. Ein geschmackvoll verzierter, mit vielen brennenden Wachslichtern umgebener Katafalk war in der Mitte des Querschiffes, am Eingange des Chors aufgerichtet. Die Feier begann mit einer trefflichen, das Leben des Verewigten kurz skizzirenden Kanzelrede des Hrn. Professor Weissenbach.

Das Leben Niklaus Schwaller's wird am besten charakterisirt durch einen noch in seiner frühen Jugendzeit an seinen Bruder geschriebenen Brief, worin er diesen ermahnt, sich zum guten Christen und tüchtigen Arbeiter auszubilden. Das wurde, das war auch Schwaller sein Leben hindurch, ein guter Christ und tüchtiger Arbeiter. Der Redner zeigte, wie die Grundlage des tugendhaften, nützlichen Lebens Schwaller's in der im hiesigen Waisenhause erhaltenen religiösen Erziehung zu suchen sei. Nachdem er in dieser Anstalt seine erste Bildung erhalten hatte, ward er nach Straßburg zu einem wackern Zinngießer in die Lehre geschickt. Von da begab er sich nach Lyon, wo er bald als treuer und redlicher Schweizer und tüchtiger Arbeiter einen weit verbreiteten Ruf sich erwarb. Von seiner nie sich verläugnenden christkatholischen Gesinnung gab er in den Gräuelzeiten der französischen Revolution, welche bekanntlich ihre Schrecken in übervollem Maße über Lyon ergoß, rührende Beweise. Als die Revolutionsstürme seinen Meister zur Auswanderung nach der Schweiz zwangen, führte Schwaller mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit dessen Geschäfte, daß jener bei seiner Rückkunft ihm die Hand seiner Tochter anbot. Diese Verbindung sollte aber nach den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes nicht statt finden. Die Braut starb 8 Tage vor dem zur Trauung bestimmten Tage. Schwaller ward bald als tüchtiger Zinngießer weit und breit bekannt, und führte ein arbeitsames, nüchternes, frommes Leben. Unauslöschlich lebte in ihm die Dankbarkeit für das hiesige Waisenhaus. Der Festredner zeigte sodann, wie diese Erinnerungsfeier geeignet sei, den Sinn für die Heilighaltung frommer Vermächtnisse, testamentlicher Vergabungen, für Eigenthum und Recht und für Liebe und christliche Mildthätigkeit zu fördern und zu stärken, und endete mit den rührenden, auf der Seite des Katafalks geschriebenen Worten: „Selig die Todten, die im Herrn sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach."

Der Lobrede des Verewigten folgte das feierliche Todtenamt und endete mit feierlichem Gebet vor dem Todtensarge unter dem Geläute sämmtlicher Glocken. (Echo.)

Thurgau. Die sämmtlichen thurgauischen Stifte und Klöster wenden sich mit ihren Beschwerden über die Beschränkungen des Noviziats u. s. w. neuerdings an sämmtliche Kantone.

Aargau. Im katholischen Landestheile zirkuliren zwei Petitionen und werden eifrig unterzeichnet; erstere verlangt von der Tagsatzung die Herstellung der widerrechtlich aufgehobenen Klöster und der kirchlichen Selbstständigkeit; die zweite ist an den aargauischen Gr. Rath gerichtet und lautet: „Hochgeachtete Herrn! Da in Ihrer hohen Behörde nächstens die Ausrichtung einer halben Million Franken aus dem Klostervermögen an die katholischen Gemeinden zur Sprache kommen dürfte, so finden sich die unterzeichneten Katholiken bewogen, eine Bitte und ihre Gesinnung in Betreff dieser Sache an Sie auszusprechen. Unsere Bitte geht dahin, die Ausrichtung der halben Million an die katholischen Gemeinden nicht vorzunehmen, weil, nach unserer Ueberzeugung, dieses für die Ehre und politische Sittlichkeit Aargaus eine Mackel wäre. Es zöge nämlich Aargau in hohem Maße den Verdacht auf sich,

daß es die Bundesbeschlüsse über die Klosterangelegenheit mißachte, sein eigenes Wort, die Vermögenszustände der Klöster betreffend, breche, und somit die Treue gegen die Eidgenossenschaft seiner Sonderpolitik aufopfere. Wir glauben, es sei eine nicht zu umgehende Pflicht des Aargaus, von jeder sowohl provisorischen als definitiven Verfügung über das Klostervermögen sich zu enthalten, und bei der unzweideutigen Verwaltung desselben stehen zu bleiben, bis und so lange die Klosterangelegenheit ihre rechtliche Erledigung gefunden hat. Wir glauben ferner, daß die katholischen Gemeinden von dem Rechte Gebrauch machen dürften, keine Gabe gegen ihr Gewissen anzunehmen, sondern daß sie unentweglich dem Rechte und dem Gewissen treu, dieselbe ablehnen werden, eingedenk der Wahrheit, daß das Gut keinen Segen bringt, an welchem die Seufzer der Unrecht Leidenden haften. Diese Gesinnung ist es jedenfalls, von der sich die Unterzeichneten werden leiten lassen. Es ist Ihnen übrigens, Hochgeachtete Herrn! nicht unbekannt, daß die große Majorität des katholischen Volkes mit dem ganzen Klosteraufhebungsdekrete als solchem nicht einverstanden ist. Würde dieses dennoch wider Recht, wider Verfassung und Bundesvertrag, wider die begründete Einsprache der Kirche, wider Willen und Gewissen des katholischen Volkes durch die „Gewalt" der Umstände sich behaupten, so dürfte dannzumal letzteres ohne Zweifel sich veranlaßt finden, nicht nur die 500,000 Franken anzusprechen; es würde wohl auch seine in dem Bundesvertrage garantirten Rechte auf das gesammte Vermögen der Klöster geltend zu machen suchen. Indeß geben wir uns der Hoffnung hin, die Vorsehung werde eine solche Lösung der Klosterfrage herbeiführen, wie es der Gerechtigkeit und dem Heil des Vaterlandes angemessen ist. Indem wir, Hochgeachtete Herrn! unsere Bitte und unsere Gesinnung in Betreff der fraglichen Angelegenheit Hochdero Würdigung empfehlen, haben wir die Ehre, Sie unserer Hochachtung und bürgerlichen Ergebenheit zu versichern.

(Unterschriften.)

Die Bezirksbeamten und Landjäger machen auf diese Petitionen Jagd und nehmen sie weg, obschon die Verfassung das freie Petitionsrecht feierlich garantirt.

Zürich. Das Kloster Rheinau hat gegen die ihm auferlegte Contribution von 800 Louisdor, von der wir bereits berichteten, energisch protestirt, wiewohl es die Summe als freiwilligen Beitrag bezahlen wird; es hat von der Regierung freie Novizenaufnahme, eigene Güterverwaltung und gleichmäßigere Besteurung verlangt. Die Regierung aber, die sich in ihrem Organe eine gerechte nennen läßt, zieht in absolutistischer Willkühr vor, zu thun, was die radikalsten Regierungen thun.

Rom. In der letzten Zeit befand sich der anglikanische Bischof von Tuam, Sohn des Lord Plunkett, zu Rom und wollte die Ehre haben, Sr. Heiligkeit vorgestellt zu werden. Seine Bitte fand Erfüllung, und er verfügte sich zur Audienz des Papstes, begleitet vom kath. Rektor des englischen Kollegiums zu Rom, welcher den Dollmetscher machte. Er trug die Schürze der anglikanischen Bischöfe, machte vor dem Hintritt zum Papst die gewohnte dreifache Verbeugung. Der Papst gieng auf den anglikanischen Bischof zu, nahm ihn mit Herzlichkeit bei der Hand, und sagte ihm, er freue sich, den Sohn des Lord Plunkett zu sehen, unverwüstlich werde ihm das dankbare Andenken sein an die Verdienste, welche sich der edle Vater durch seinen geraden Sinn und durch seine Beredsamkeit um die Katholiken erworben. Der Bischof von Tuam war höchst erfreut über die ihm zu Theil gewordene liebevolle Aufnahme und bat seinen Dollmetscher, dem Papst auszusprechen, wie sehr er darüber gerührt sei.

Frankreich. Die Osterwoche ist endlich vorüber. Die legislativen Kammern und die Theater haben wieder ihre Pforten geöffnet, aber der Andrang der Neugierigen ist sehr gering. Desto stärker besucht waren in dieser ganzen Zeit die Kirchen, ein erfreuliches Zeichen von dem mehr wiedererwachenden religiösen Sinne in Frankreich. Die Predigten des Abbé v. Ravignan zogen jedesmal mehr als 2000 Menschen nach Notredame. Sie haben keinen Begriff, welchen Enthusiasmus dieser ausgezeichnete Kanzelredner in den gebildeten Klassen erregt. In jeder seiner Predigten sieht man die Blüthe des Adels, der Wissenschaften, der Künste, der Literatur aufmerksam dem begeisterten Worte horchend um seine Kanzel versammelt. Der Abbé verfolgte früher eine ganz andere Laufbahn. In Bordeaux 1793 geboren, studirte er die Rechte und wurde mit 23 Jahren, im Jahre 1816, zum Conseiller-Auditeur im Staatsrath ernannt, im Jahre 1823 wurde er Substitut des Staatsanwalts bei dem Seine-Tribunal; nach einer 18 monatlichen glänzenden Wirksamkeit in dieser Stelle nahm der nun 30jährige Ravignan plötzlich von der Welt Abschied, cedirte sein Vermögen seinen natürlichen Erben und trat in das Seminar St. Sulpice, von wo er in das Ordenshaus der Jesuiten in Montrouge übergieng. Der Erzbischof Frayssinous gab ihm die Priesterweihe und bezeichnete ihn schon damals mit sicherm Blicke als seinen Nachfolger auf dem Feld der Beredsamkeit. Nach mehrjährigen eifrigen dogmatischen und theologischen Studien wurde er am 12. Februar 1837 zum Fastenprediger in Notredame ernannt. Nun begann von da sein ungeheurer Erfolg, und es ist hierbei beachtenswerth, daß, obwohl er immer über dogmatische Materien predigt, die so leicht reizbare Pariser Journalistik gegen ihn noch keinen Stoff zu Ausfällen oder Critiken gefunden hat. Auch Lacordaire

war früher Advokat und seine Bekehrung datirt von 1824. Noch einmal fiel er ab, indem er sich an Lamennais anschloß, aber seit 1835 ist er wieder ein vollkommener Kirchenmann geworden. — Die Königin blieb am Ostersonntage sechs Stunden lang im Gottesdienste der St. Roch-Kirche in ihrer Tribune, in stillem Gebete versunken. (A. Z.)

— Bezüglich des Streites zwischen dem kath. Klerus und den Männern der Staatsunterrichtsanstalten heißt es in einem Artikel der A. Z. v. 15. April, der die Aufschrift „die Universität und ihre Ankläger" führt, unter anderm: „Das Land hat sich seiner frühern blinden Vorurtheile gegen Priester und Priesterthum so sehr entschlagen, die ewigen Warnungen des invaliden Constitutionnel bleiben so fruchtlos, selbst das alte Lied der Gleichheit übt, weil es nicht mehr nöthig, so geringen Zauber mehr, daß die Nation sich einige Vorrechte für den geistlichen Lehrstand wohl gefallen ließe. Viele Eltern sind der Meinung, daß die geistliche Obhut für die Sittlichkeit ihrer Söhne ein besserer Schutz, als die vom Staat geleitete Erziehung sei, nnd eine Thatsache ist es, daß die niederen (bürgerlichen) Volksklassen ihre Kinder lieber zu den Frères Ignorantins, als in die Staatsanstalten des wechselseitigen Unterrichts schicken, weil bei jenen mehr Zucht und Unterwerfung herrscht. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die königlichen Kollegien nicht selten in eine Schule und einen Tummelplatz jungendlicher Laster ausarten, daß die verworfensten Bücher mit Leichtigkeit in dieselben eindringen, und die Maßregeln der Vorsicht gegen die Verderbniß nur allzuoft eine Täuschung sind. Diese Schäden werden nun von den kirchlichen Gegnern der Universität auf das emsigste ausgebeutet, die hier berührten Wunden so offen als möglich zur Schau gestellt. Polizeiliche Abhülfe sei unmächtig gegen das Uebel; die einzige Beschwörung desselben sei die Religion, und die werde von der Universität nur als eine Nebensache, nur mit Lässigkeit betrieben. (A. Z.)

Belgien. Das Ordinariat Namur hat aus dem Diözesankatechismus das Wort „Zehnten" gestrichen, weil die kirchenfeindliche Partei dieses Wort beständig zum Gegenstand machte, um damit auf die Menge gegen die Kirche zu operiren. Man sollte glauben, daß, da der Zehnten schon seit fünfzig Jahren in diesem Lande aufgehoben ist, auch niemand denselben mehr zum Gegenstande der Besprechung zu genanntem Zwecke machen würde; aber der Lüge und dem Aufruhr ist alles willkommen, was nur immer den Schein hat, die Gemüther aufzuregen. Man glaubt nicht, zu welch schändlichen Mitteln diese Lügenpartei ihre Zuflucht zu nehmen fähig ist! Da der Ausdruck „Zehnten" im Diözesankatechismus ihnen ferner nicht mehr zu ihren Operationen dienen kann, weil er nicht mehr darin steht, so haben die Feinde, um dieses Angriffsmittel nicht entbehren zu müssen, in Mästricht eine neue Auflage von dem großen Katechismus „Grand Catéchisme, pour servir de suite au petit Catéchisme, qui est en usage dans les diocèses de Cambray, de Liége et de Namur" veranstaltet, und statt 1841 die Jahreszahl 1844 darauf gesetzt und das Wort „Zehnten" beibehalten.

Preußen. Aus Berlin wird gemeldet, daß trotz der Milde des jetzigen Königs gegen die Alt-Lutheraner, eine neue Auswanderung derselben im Triebe sei, und daß in neuester Zeit eine Anzahl Dienstboten ihre Entlassung genommen haben, um mit einer großen bei 2000 Köpfe starken Gesellschaft auszuwandern. — Eine Anzahl Berliner Pfarrer hingegen sollen sich zu einer Bittschrift vereint haben, worin sie um Hülfsprediger namentlich für die Seelsorge und die Hausbesuche bitten, und wünschen, in gewissen Fällen Leute vom hl. Abendmahl ausschließen zu können.

— Bekanntlich wurde die radikale Rheinerzeitung durch den König von Preußen verboten. Die Redaktoren derselben versammelten sich nun, und hielten ihr zu Ehren ein „Todten-Mahl", wobei eine Leichenrede der Hingeschiedenen gehalten und Todtenlieder gesungen wurden.

Würtemberg. Man wird sich noch erinnern, daß, als der Kölnerstreit am hitzigsten war, ein gewisser Wagenmüller eine den Erzbischof Clemens August verdammende Predigt gehalten, dem verstorbenen König von Preußen gewidmet und dafür ein sehr schmeichelhaftes königliches Handschreiben erhalten hat, von der würtembergischen Regierung aber mit einer Pfarrei ist belohnt worden. Dieser Wagenmüller, ein Licht der Aufklärung, ist nun wegen grober Unsittlichkeit in Untersuchung. Wenn der Bischof der Diözese Rottenburg seine Pflichten und Rechte kennt und gegen seine Heerde übt, so wird dieser Mann seines Amtes entsetzt und ihm seine priesterlichen Verrichtungen für alle Zukunft untersagt. Man hört übrigens, der Unglückliche habe Protektion im Ordinariate — horribile dictu!!! —

Baden. Am 25. April hat das Domkapitel in Freibnrg den Hrn. Geh. Rath Dr. Hug zum Domdekan erwählt.

Deutschland. In der katholischen Kirche zu Wiesbaden im Herzogthum Nassau fand am 15. April der Taufakt einer jüdischen Familie statt. Dieselbe bestand aus der Gattin des sich seit einiger Zeit dort aufhaltenden Banquiers Hennoch aus Berlin, ihrer Schwester und ihren vier Kindern. Der Akt wurde von dem Dekan Jost, unter Assistenz zweier Kapläne, in Gegenwart einer zahlreichen Gemeinde vollzogen.

England. Am 26. März haben in der Stadt Pin-

zance 3, zu Killina in Irland 9 Personen den Protestantismus verlassen.

— Der Katholizismus hat seine Rüstung angelegt gegen den Protestantismus, und .... man kann ihm nur Sieg wünschen. Die englische Kirche besteht, beim Lichte betrachtet, nur aus Geistlichen, d. h. Pfründnern; die Gemeinden bestehen einem großen Theile nach aus solchen, welche aus Eigennutz, Politik oder Gewohnheit in die Kirche gehen. (Dies gilt bis ins Kleinste: in Schuldgefängnissen erhält, wer in die Kirche geht, 2 Pfund Fleisch die Woche; in Armenhäusern, im Kirchspiel ist es überall das Interesse des Armen, dem Kaplan der Hochkirche gleichsam jeden Sonntag seine Aufwartung zu machen, damit er sie nicht vergesse bei Austheilung von Broden und Fisch, deren die anglikanische Kirche nur zu viel zu vergeben hat.) Hat nun die Mehrheit dieser Kirche, die Puseyisten, nicht offen den englischen Protestantismus verdammt, indem sie laut die Grundsätze des Katholizismus bekennen? Will man aber eine religiöse englische Kirchengemeinde behaupten, müssen die Schafe nicht gehen, wohin sie die Schäfer führen? Was die Gesinnung des englischen Volkes an und für sich ist, geht aus dem einfachen Faktum hervor: in diesem Augenblicke wird in dem eigentlichen England an ungefähr 80 neuen katholischen Kirchen gebaut, und unter andern in der Hauptstadt London, wo noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Pöbel eine Katholikenverfolgung abhielt, nahet jetzt eine prächtige gothische Kathedrale ihrer Vollendung. Der Kampf Irlands gegen England ist ein unversöhnlicher geworden, weil ein religiöser, und wie soll England siegen, nachdem die Häupter seiner Kirche bereits freiwillig das Panier gesenkt? Sonderbar genug stellt sich auch bereits schon jetzt die Kolonialrivalität Frankreichs als ein Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus über die Heidenwelt heraus. Frankreichs Schiffe führen die kathol. Sendboten aus, die englischen nur noch Landspekulanten, welche mit der Bibel Land und Vieh kaufen, um ihre Söhne zu wohlhabenden Grundherren und Krämern umzuwandeln. Mit dieser neuen Stellung Frankreichs in Bezug auf überseeisches katholisches Patronat harmonirt auch vollkommen die Freundschaft Irlands und O'Conells für Frankreich im Gegensatz zu seiner Feindschaft gegen England. (A. Z.)

— Bei der letzten Jahresversammlung der „britischen und auswärtigen Schulgesellschaft" wurde ein Bericht über den dermaligen Zustand der Volksbildung in Norfolk verlesen, welcher einen neuen traurigen Beleg für die Thätigkeit des Staates und der protest. Kirche im Unterrichtswesen abgiebt. In einem ansehnlichen Dorfe hatte ein Frauenzimmer zwei Jahre lang den Küsterdienst verwaltet, weil in der ganzen Gemeinde keine der erwachsenen Mannspersonen lesen konnte. In einem andern Dorfe, wo kein Individuum der Arbeitsklassen lesen und schreiben konnte, ward mit Mühe ein Mann gesucht, welcher den Küsterdienst übernehmen mußte. Von 4 Bevollmächtigten, welche zur Regulirung einer kirchlichen Angelegenheit erwählt wurden, konnten nur 3 mit einem † signiren; und in zwei Landstädten von 2000 und 4000 Einwohnern war es notorisch, daß die meisten der tonangebenden dasigen Kaufleute und Handwerker nicht schreiben, sondern nur dürftig lesen konnten. In Ansehung der Schulbildung des weiblichen Geschlechts ward bei der genannten Versammlung aus London selbst der Fall hervorgehoben, daß von 710 Frauenzimmern, welche innerhalb eines bestimmten Zeitraums von der Metropolitanpolizei in Verwahrsam genommen wurden, nur 22 lesen und schreiben konnten, und nur Eine eine etwas distinguirtere Erziehung genossen hatte.

Spanien. Ein Zeichen, daß Vernunft und Religion wieder erwachen wollen, ist ein neugegründetes periodisches Blatt unter dem Titel: „Gesetz, König, Religion." Aber da braucht es mehr als einen Stern am trüben Himmel, da ist eine ganze Milchstraße, ja der volle Glanz der Sonne nothwendig, um die Irrlichter, die aus dem Kothe ihren Schein hernehmen, zu zerstören. Aber der Sonne geht zuerst auch nur ein Stern als Bote vor.

Portugal. Endlich sind die Zerwürfnisse mit dem römischen Stuhle gehoben, was nur der Liebe und der Klugheit des hl. Vaters, sowie auch der Ehrfurcht und Religiosität des Lissaboner Hofes zuzuschreiben ist.

Schweden. Den Katholiken ist zu Christiania in Norwegen durch königl. Entschließung vom 6. März erlaubt worden, eine eigene Gemeinde zu bilden und von einem katholischen Geistlichen ihren eigenen Gottesdienst und übrigen liturgischen Verrichtungen nach dem römisch-katholischen Ritus ausführen zu lassen; doch dürfen keine öffentliche Prozessionen mit Heiligenbildern oder dem Sanctissimum stattfinden. Der zu diesem Zwecke hierher gekommene Geistliche ist ein junger sehr gebildeter Aachener, Namens Montz, welcher längere Zeit bei der katholischen Kapelle in Stockholm angestellt gewesen und daher wenigstens die schwedische Sprache sehr geläufig spricht; es wird daher nicht fehlen, daß er auch in kurzer Zeit des Norwegischen mächtig wird. Man glaubte, daß der erste katholische Gottesdienst schon am Charfreitage gehalten werden sollte, und hier, wo man an solche Sachen nicht gewöhnt ist, fürchtete man, daß das kleine interimistische Local von der Menge neugieriger Zuschauer beinahe bersten werde.

Verantwortliche Redaktion: M. Zürcher. — Druck und Verlag von Gebrüdern Räber in Luzern.